

BUCHBESPRECHUNGEN

Wikenhauser, Alfred, Das Evangelium nach Johannes (Regensburg Neues Testament Bd. 4), Regensburg, Gregorius-Verlag 1948, 296 S., 8°, geb. DM 12.—, kart. DM 10.—

Das Regensburger Neue Testament hat bereits eine so allgemeine und dankbare Aufnahme gefunden, daß es nicht vieler Worte zu seiner Empfehlung bedarf. Der Johannes-Kommentar des hochgeschätzten Freiburger Exegeten zwingt jedoch zu besonderer Anerkennung.

Nach gründlicher Behandlung der Einleitungsfragen gibt W. eine wissenschaftlich zuverlässige, sachlich knappe Erklärung des Textes, dessen Übersetzung die Kraft und Weihe des Originals hindurchklingen läßt. Ein besonderer Vorzug scheint uns die Aufgliederung des Textes in die einzelnen literarischen Einheiten zu sein. Die zahlreichen Exkurse bilden zusammen einen guten Abriß johanneischer Theologie und führen ausgezeichnet in Denken und Vorstellungswelt des Evangelisten ein. Die Knappheit des zur Verfügung stehenden Raumes macht verständlich, daß viele Probleme freilich mehr angedeutet als dargestellt werden können. Den modernen Versuchen, die Beziehungen des vierten Evangelisten zur „Gnosis“ stärker aufzuheben, steht W. mit besonnener Zurückhaltung, aber durchaus verständnisvoll gegenüber (vgl. S. 48, 111, 148, 163, 219). Vielleicht wäre ein eigener Abschnitt über die religionsgeschichtlichen Zusammenhänge wertvoll gewesen.

Sehr beachtlich ist ferner die Feststellung, „daß der Evangelist den Worten Jesu das Gepräge seines Geistes und seiner Sprache (Sp. vom Rez.) aufgedrückt hat“ (22). Damit wird ein mutiger Schritt getan, das Johannesevangelium wieder als theologische Schöpfung zu begreifen. In der Einzelauslegung ist es allerdings nicht leicht, diese Erkenntnis durchzuführen ohne auf Tatsachen hinzuweisen, die vielen Ohren noch sehr ungewohnt klingen. Deshalb hat W. wohl auch auf die vielfach übliche Unterscheidung zwischen eigentlicher Herrenrede und Reflexion des Evangelisten verzichtet (vgl. S. 74, 81), — mit Recht bemerkt er, daß der Evangelist nirgends andeute, eigene Reflexionen zu geben (83) —, ebenso wird die Hypothese von den vertauschten Blättern zwar wohlwollend, aber ohne Fanatismus herangezogen. Da es uns heute noch nicht möglich ist, die

literarische Eigenart des vierten Evangeliums eindeutig zu bestimmen und seinen Worten den Ort anzuweisen, der ihnen ohne historischen Anstoß zukommt, ist es sicherlich das Beste, wie bei W. den Text selbst sprechen zu lassen.

Fr. Josef Schierse S. J.

Schmid, Josef, Synopse der drei ersten Evangelien, Regensburg, Friedrich Pustet, 1949, 214 S. gr.8°, geb. DM 13.80, kart. DM 11.50

J. Schmid, der schon eine seiner ersten wissenschaftlichen Arbeiten der Erforschung des synoptischen Problems (= der literarischen Abhängigkeit von Matthäus, Markus, Lukas untereinander) widmete, hat nun sein Kommentarwerk über die ersten drei Evangelien innerhalb des Regensburger Neuen Testaments mit der Herausgabe einer deutschen Synopse abgeschlossen und gekrönt. Dank der drucktechnischen Musterleistung des Gregorius-Verlags, der jetzt wieder unter seinem alten, verdienstvollen Namen an die Öffentlichkeit tritt, ist ein Werk entstanden, das von allen Freunden biblischen Studiums lebhaft begrüßt werden wird. Besonders der immer größer werdenden Zahl weiblicher Theologiestudenten, denen das Griechische doch meist eine Geheimsprache bleibt, bietet die deutsche Synopse eine wertvolle Hilfe. — Während es den älteren Evangelienharmonien darauf ankam, ein erbauliches Bild vom Leben Jesu zu gewinnen, in das dann der gesamte Evangelienstoff, einschließlich Johannes, mehr oder minder passend eingefügt wurde, — auch neuere Versuche um eine deutsche Synopse sind nicht viel darüber hinausgekommen —, geht es hier allein um die sachgerechte Anordnung und Vergleichung der synoptischen Texte, wobei die Johannesparallelen eben deshalb eine sehr bescheidene Rolle spielen. Dadurch wird wohl der hl. Text in gewissem Sinne atomisiert, in seine ursprünglichen Einheiten und Bausteine zerlegt, aber diese in einer Synopse so ausdrücklich dargestellte Zertrümmerung des künstlichen historischen Rahmens der Synoptiker und ihrer durchsichtigen literarischen Bindemittel soll gewiß keine negativ zersetzende Wirkung hervorrufen. Vielmehr will in ihr Auge und Ohr des Lesers geschult werden, Wort und Tat des Herrn so zu vernehmen, daß sie im Herzen als stets gegenwärtiger Anruf verstanden und bejaht werden.

Fr. Josef Schierse, S. J.

Gutzwiller Richard, „Jesus der Messias“, Christus im Matthäusevangelium. Einsiedeln-Zürich-Köln, Benziger-Verlag. 1949, 383 S. gr.8°.

„Dieses Buch ist weder ein ‚Leben Jesu‘, noch ein Charakterbild Christi, noch eine theologische Abhandlung über Messias und Messianität, noch eine Sammlung religiöser Betrachtungen der Worte und Werke des Herrn. — Sondern es soll ganz einfach versucht werden, die Linien der Gestalt Christi nachzuzeichnen, wie sie bei Matthäus, dem ersten Evangelisten, sichtbar sind“ (Vorwort).

So ist das Buch gemeint als Hilfe für die Schriftlesung. In der Einteilung des Textes folgt es im wesentlichen H. Cladder S. J.: „Als die Zeit erfüllt war“, geht aber gedanklich weit über diesen hinaus. Jeweils wird zuerst der vollständige Text des Evangeliums in sorgfältiger Übersetzung gebracht, an den sich dann in großen Linien die Deutung anschließt. Am Schluß sind einige größere Anmerkungen mit Stellungnahme zu neuen Büchern beigefügt.

Die Darstellung ist flüssig, wenn auch stellenweise etwas akademisch. Sie hält sich an die herkömmliche Exegese, deren Ergebnisse in ansprechender Form vorgelegt werden. Herbert Roth, S. J.

Murböck Jakob, Die Söhne des Zebedäus. Eine Apostelgeschichte, dem christlichen Volke erzählt. München, Don-Bosco-Verlag. 1949, 120 S., 8°. DM 2.80.

Der Herausgeber der Handpostille, des alten Erbauungsbuches für die christliche Familie, erzählt uns die Geschichte der Apostelfamilie des Zebedäus. Er geht immer wieder von den Texten der Heiligen Schrift aus und führt deutlich zu ihnen zurück. Dabei entsteht eine überraschend aktuelle Lebensbeschreibung der beiden „Donnersöhne“ Johannes und Jakobus. In anschaulicher Sprache weiß der Verfasser spannend zu erzählen. Kein Satz ist erbauliches Gerede. Das Buch ist ein Vorbild getreuer und doch volksnaher Interpretation der Heiligen Schrift, eine Hinführung, die beglückend zeigt, wie echt die Menschen waren, mit denen der Menschensohn umging, die er zu seinen bevorzugten Aposteln berief. Was sie für ihren Herrn getan, geschrieben und gelitten haben, was aus ihrem Werk wurde, führt ihr Schicksal und ihr Wirken bis in unsere Tage. Besonders wertvoll ist ein Überblick über die Geschichte der Verehrung des hl. Jakobus. In ihm wer-

den auch volkskundliche Arbeiten zum Thema angeführt und gut ausgewertet.

Heinrich Kreutz S. J.

Stolz, Dom Anselm O.S.B., L'ascèse chrétienne (Übersetzung aus dem Italienischen *L'Ascesi cristiana*, Brescia 1943, VIII, 197 S., Morcelliana), Chevetogne, Editions des Bénédictins d'Amay, 1948, 280 S., 12°.

Anselm Stolz, Mönch von Gerleve, hat kaum 43 Jahre gelebt (gest. 1942 in Rom) und doch eine stattliche Zahl theologischer Werke geschrieben. Am bekanntesten ist seine Theologie der Mystik geworden. Er hat zwei Bände der deutschen Thomasausgabe besorgt, eine Monographie über Anselm von Canterbury verfaßt und den Großteil eines dogmatischen Handbuchs fertiggestellt. Am Schluß seines Lebens hat er sich noch an den Entwurf einer Aszetik gewagt. Sie liegt in diesem Buch vor und zeichnet sich durch große Originalität aus. Diese besteht darin, daß er das Eremitentum als Ziel und Höhe der Heiligkeit betrachtet und die verschiedenen Arten und Formen des geistlichen Lebens als Etappen zu ihr hin auffaßt. Ganz allgemein gilt ihm Aszese als Nachfolge Christi, als Martyrium, als Kampf mit Christus gegen Satan. Besondere Mittel des asketischen Lebens sind das Stillschweigen, das liturgische und private Gebet, die Schriftlesung. Die Stufen des Gebetes bestehen in der Erkenntnis des Wertes und Unwertes der äußeren Welt und des eigenen Innern, darauf folgt die Vereinigung mit Gott. Zum Schluß ist noch die Rede vom Apostolat und der Marienverehrung. Das Fragmentarische des Aufbaues erklärt sich daraus, daß das Buch aus geistlichen Unterweisungen an Mithröder (zuerst in Chevetogne 1939) hervorgegangen ist. Apostolat versteht der Verfasser aber nicht in dem gewöhnlichen Sinn der priesterlichen Wirksamkeit, sondern in einem charismatischen, nämlich der Unterweisung eines Schülers, wie es schon in der Thebais der Fall war.

Besonders wichtig und originell ist der Anfang des Buches. Nach einigen allgemeinen Gedanken stellt A. Stolz die gute Grundfrage, welches Leben oder welcher Stand am besten und leichtesten zur Vollkommenheit führe. Er gibt darauf die richtige geschichtliche Antwort, daß im Osten das Eremitentum, im Westen das Zölibatentum als dieser Weg angesehen werde. Theoretisch entscheidet sich St. für die Auffassung des Ostens. Er bringt dafür zwei sehr beachtliche

Gründe, den ersten aus dem hl. Thomas, den zweiten aus einem Brief Papst Pius XI.

Thomas handelt in seiner Summa: 2,2, q. 179—88 ausführlich von der Vollkommenheit, vom Ordensstand und seinen verschiedenen Formen. Zum Schluß stellt er ausdrücklich die Frage, welcher Orden der vollkommener sei, der sich dem beschaulichen oder der sich dem tätigen Leben widme. Er gibt dem beschaulichen Leben den Vorzug, weil es ganz auf Gott gerichtet sei (q. 188, a. 6). Aber im gleichen Artikel macht er eine Einschränkung, die klassisch geworden ist und die seinem eigenen Orden ebenso zugute kommt wie den spätern apostolischen Gründungen: „maius est illuminare quam lucere solum“. Andere erleuchten ist mehr als bloßes Leuchten, das Betrachtete in der Predigt weitergeben mehr als bloßes Betrachten. So ist das beschauliche Leben nur der rein äußeren Tätigkeit vorzuziehen.

Im letzten Artikel stellt Thomas dann auch noch die direkt hierher gehörige Frage, ob das gemeinsame oder das Einsiedlerleben vorzuziehen sei. Er gibt dem Einsiedlerleben den Vorzug, in der Voraussetzung, daß im gemeinsamen Leben die Tugend reif geworden sei, um das Alleinsein mit Gott und sich zu ertragen. Dazu wirken auch die Einsiedler apostolisch durch ihr Gebet und ihr Beispiel.

Diesen Gedanken führt Pius XI. weiter aus in einem Schreiben vom 8. Juli 1924 (AAS 1924, 385ss) an den Einsiedlerorden der Kartäuser. Er nennt ihn die vollkommenste Lebensform wegen seines Gebetes und wegen der Buße für die Sünden der Welt. Der Papst fügt noch ausdrücklich hinzu, daß für das Wachstum der Kirche und das Heil der Menschen diejenigen mehr tun, die beten und büßen, als die, welche im Weinberg Gottes arbeiten. — Dieser Gedanke wird dadurch bekräftigt, daß der gleiche Papst die hl. Theresia vom Kinde Jesu neben dem hl. Franz Xaver zur Hauptpatronin der Missionen aufgestellt hat.

Trotzdem scheint Stolz mit dem Rückgriff auf die orientalischen Wüstenväter etwas zu weit gegangen zu sein. Denn Christus selbst, das Vorbild aller Heiligkeit, hat das Einsiedlerleben nur vorübergehend geführt. Die Apostel, die nach ihm als erste verehrt wurden, haben ihrem Namen entsprechend apostolisch gelebt. Nach der Zeit der Märtyrer waren Bischöfe und Zölibiten die ersten, die vom Volke als Heilige anerkannt wurden. In der ganzen Kirchengeschichte haben Missionäre den gleichen Ruhm erlangt,

mag es nun in Europa oder in Asien gewesen sein. Auch der Name des Ordens hat dabei keine besondere Rolle gespielt. Wenn daher Stolz das Eremitenleben so preist, so vergißt er dabei die kluge Unterscheidung des hl. Thomas: Erleuchten ist mehr als bloßes Leuchten. Christus selbst hat beides in der vollkommensten Weise vereint, da er bei körperlicher und geistiger Arbeit und selbst in der Nachtruhe stets die selige Anschauung Gottes besaß.

Zu erwähnen wäre auch in diesem Zusammenhang die seinerzeit von Professor Grabmann vertretene Meinung, das Priestertum als solches verlange wegen seiner engen Verbindung mit dem physischen und mystischen Christus eine höhere Tugend als selbst der Ordensstand (ZAM 2 (1927) 189—209). Seine mit Zitaten aus Thomas von Aquin und Kardinal Mercier gut belegte These sagt, daß die Verbindung des Priesters mit Christus durch die Weihe und seine liturgische Tätigkeit und die berufliche Verpflichtung zur Nächstenliebe eine höhere Vollkommenheit fordern als die Ordensgelübde an sich und allein. Er geht dabei außerdem von der theologisch allgemein anerkannten Unterscheidung aus, daß der Bischof sich in *statu perfectionis acquisitae*, der Ordensmann in *statu perfectionis acquirendae* befindet und daß das Weltpriesteramt mehr Ähnlichkeit mit dem des Bischofs habe als mit dem des Ordensmannes. Er bringt zugleich eine andere gute Unterscheidung an, die zwischen dem äußern kirchenrechtlichen Stand und Beruf und dem inneren durch die eigene Lebenstätigkeit. Wenn man dazu bedenkt, daß der Grad der Liebe schlechthin, nicht nur der Gottes-, sondern auch der Nächstenliebe, den Grad der Vollkommenheit ausmacht und daß wir beim letzten Gericht auf die Werke der Nächstenliebe geprüft werden, dann wird die von Stolz aufgeworfene Frage brennender und seine Antwort, wie auch die Pius XI. heischen eine nähere Klärung. Abtötung allein ist nicht die Heiligkeit, sondern nur die negative Form; je mehr man sich von sich entfernt, um so näher kommt man zu Gott. Gebet und Beschauung allein ist auch nicht die ganze Vollkommenheit, wenn nicht die Nächstenliebe hinzukommt, das Erleuchten zum Leuchten. Das Beispiel allein tut dazu sicherlich viel. Aber die Frage ist, ob das Bußleben eines Pfarrers von Ars und eines hl. Peter Claver nicht noch höher steht, soweit Menschen darüber zu urteilen vermögen.

E. Raitz v. Frenzt S. J.

Giesen, Johannes Maria, **Die Gemeinschaftsmesse**. Zu ihrem Wesen, ihrer Einführung und Gestaltung. Mit einem Nachwort von Josef Gülden. Regensburg, Gregorius Verlag, vorm. Friedrich Pustet, 1949, 75 S., kl. 8°, DM 2.—

Die vorliegende Schrift, in der sich ein Laie in erster Linie an die katholische Geistlichkeit wendet, ist ein erfreuliches Zeichen, daß die Zeiten, in denen die Feier der hl. Messe fast eine Privatangelegenheit des Priesters zu sein schien, im Schwinden begriffen sind. Das neu erstarkte Bewußtsein, daß die hl. Messe nicht allein das Erlösungsoffer Christi, sondern auch das Opfer der Gläubigen ist, hat sich in der sogenannten Gemeinschaftsmesse eine Ausdrucksform geschaffen, an deren Gestaltung und Verlebendigung gerade der Laie ein großes und berechtigtes Interesse hat. Insofern kommt der Arbeit des Düsseldorfer Regierungs- und Schulrates Giesen eine besondere Bedeutung zu. Sie will der Klärung und Reform der Gemeinschaftsmesse dienen, die das Volk näher an das Altargeheimnis heranführt und die vorgegebene Opfergemeinschaft zwischen Priester und Gemeinde auch im äußeren Handeln vollzieht. Als Prinzip ist sie gut und unbestritten. Fraglich ist nur die Form ihrer Darstellung, die anfangs so unvollkommen war, daß sie sich mehrfach gewandelt und bis heute noch nicht ihre endgültige und einheitliche Gestalt gefunden hat.

Mit Recht sieht der Verfasser den Hauptgrund aller gemachten Fehler darin, daß man bei der Entwicklung der Eigenform der Gemeinschaftsmesse nicht von der *missa cantata*, dem Idealbild aller Meßfeiern, ausging, sondern von der *missa lecta*, ohne zu bedenken, daß gerade in jener der dramatische Funktionen-Wechsel zwischen Priester, Leser, Sängerchor und Gemeinde dem mehr oder weniger stillen Sprechen des Zelebranten zum Opfer gefallen war. Giesens Reformschrift faßt daher das Übel an der Wurzel an, wenn er die *missa cantata* (in manchen Diözesen einfach Hochamt genannt) zur Richtschnur für die Gemeinschaftsmesse erhebt und eine „Hochamtsregel“ aufstellt, nach der das Volk nur das laut beantwortet oder mitbetet, was vom Kirchenchor gesungen wird, während die Scholagesänge und die Lesungen durch Sprecher bzw. Vorleser zu Gehör gebracht werden. Nur bei den laut vortragenen Orationen des Priesters und an wenigen anderen Stellen, glaubt der

Verfasser aus liturgiegeschichtlichen Erkenntnissen und religiös-pädagogischen Erwägungen eine Ausnahme begründen und verantworten zu können. Doch rät er zur Vorsicht und Zurückhaltung, damit der erste Liturge, der Priester, im hörbaren Bestand der Meßfeier, von Gruß und Aufruf abgesehen, nicht gänzlich in den Hintergrund gedrängt wird.

Von diesen gesunden Normen geleitet, entwickelt Giesen in stufenweisem wohlwogenerem Aufstieg sieben Richtformen, angefangen von der lateinischen *missa recitata* bis zur deutschen Betsingmesse, Variationsmöglichkeiten der Gemeinschaftsmesse zu freiem, zweckdienlichem Gebrauch, wie sie nach den Vorschriften der Kirche und den Stilgesetzen der Liturgie gestattet und im Gemeindegottesdienst bereits praktisch bewährt sind. Bei ihrer Empfehlung zeigt sich der Verfasser von allen Extremen frei und in der Abschätzung des im Durchschnitt Erreichbaren so klug und erfahren, daß er nicht nur der bleibenden Vorrangstellung des Hochamtes, sondern auch den religiös-pädagogischen und pastoralen Werten der „Stillmesse“, der Meßandacht und des deutschen Kirchenliedes in den Diözesangesang- und Gebetbüchern gerecht wird. Denn ohne Zweifel ist eine gute Meßandacht besser, als eine falsch geformte oder schlecht gefeierte Gemeinschaftsmesse.

Wir begrüßen es daher sehr, daß in der Schrift immer wieder von der Notwendigkeit und den Aufgaben der liturgischen Predigt und Einübung gesprochen und der Grundsatz vertreten wird, daß die Wiederbegegnung von Priester und Gemeinde in erster Linie vom Priester ausgehen muß, daß also primär nicht die Gemeinde oder die bündische Jugend, sondern der Zelebrant sich um die Einführung und Gestaltung der Gemeinschaftsmesse zu kümmern und die Gläubigen, auch durch sein äußeres Handeln, in die Mitfeier der hl. Geheimnisse einzubeziehen hat. Vor allem soll er, wie Giesen entscheidend fordert, dafür sorgen, daß die meßliturgische Erneuerung in ihrem innersten Kern nicht als äußeres Tun, sondern als innere Haltung verstanden wird, als Prinzip, bei dem das persönliche Eingehen aller Beteiligten in den Opfertod und Opfergeist des Herrn das „Eine Notwendige“ ist.

Was wir in Giesens Arbeit vermissen, ist ein Hinweis auf das Weltrundschreiben „Mediator Dei“ vom 20. November 1947, in dem Papst Pius XII., auf diesem Wege zum ersten Mal, die Beförderer der meßliturgischen Erneuerung lobt und

vier Grundformen der Gemeinschaftsmesse beschreibt und anerkennt. Dieser Mangel kommt daher, daß Giesens Schrift bereits vor einigen Jahren geschrieben und erst jetzt veröffentlicht werden konnte. Er wird in etwa durch das „Nachwort“ von Josef Gülden behoben, der die Arbeit seines Lehrers in den Gang der meßliturgischen Bewegung einordnet und ihre Grundsätze empfehlend anerkennt. Zum Titel des Buches sei noch bemerkt, daß die liturgische Kommission der Fuldaer Bischofskonferenz 1946 das unklare und mißverständliche Wort „Gemeinschaftsmesse“ durch die Bezeichnung „Feier der heiligen Messe in Gemeinschaft“ ersetzt hat.

Heinrich Bleienstein S. J.

- Iparraguirre, Ignacio, S. J.: 1. Las Casas de Ejercicios en el siglo XVI. In: Manresa 20 (1948), 321—342, Madrid.
2. Influjos en la espiritualidad de beato Pedro Faber. In: Revista de Espiritualidad 5 (1946) 438—52.
3. Ejercicios espirituales en la vida de P. Everardo Mercurian, cuarto General de la Compañía de Jesús. In: Manresa 1948, 71—90; vgl. Monumenta Exercitiorum 896—98.

Ignacio Iparraguirre S. J., der in Rom schon länger über die Geschichte der Exerzitien arbeitet und sich besonders durch sein Buch „Pratica de los Ejercicios de San Ignacio de Loyola en vida de su autor“ (Bilbao-Rom 1946) eingeführt hat (vgl. Geist und Leben: 21 (1948) 309—16), veröffentlicht nun in einigen Aufsätzen weitere Einzelheiten aus der Erstlingszeit der Exerzitienbewegung.

1. Der erste von ihnen handelt von den Exerzitienhäusern im 16. Jahrhundert. Bekannt ist aus dieser Zeit den meisten fast nur, daß der hl. Karl Borromäus als erster ein eigenes Exerzitienhaus das Asceterium, für seine Seminaristen und Priester in der Nähe seines Seminars gebaut hat.

Ignatius und seine Gefährten hatten nur an Einzelexerzitien gedacht, die ja zweifellos für gewöhnlich die wirksamsten sind. In der 20. Vorbemerkung des Buches der Geistlichen Übungen verlangt er bezüglich der Wohnung nur eines: das Fernsein von der gewöhnlichen Umgebung, um in Ruhe und Einsamkeit Gott leichter finden zu können. Dazu waren Klöster besonders geeignet und vor allem die Häuser des eigenen Ordens, in denen Zimmer für Exerzitanten abgesondert wurden. Aber man merkte bald, daß Studium und Exerzitien einander störten

und dachte an eigene Exerzitienhäuser, entweder im Garten oder auf dem Landgut der Kollegien. Das erste wurde schon 1553 in Alcalá gebaut, dann folgte Köln 1561 und Löwen 1569. Der selige Märtyrer Ignatius de Azevedo wandelte als Provinzial von Portugal 1569 ein Landhaus in romantischer Lage in der Nähe des Meeres in ein ständiges Exerzitienhaus um. Ein Nachfolger von Ludwig Blossius O. S. B., der die Reform seines Klosters durch die Exerzitien erfahren hatte, schenkte ein großes und reich ausgestattetes Haus in Cambrai. Einen gewissen Abschluß bildete am Ende des Jahrhunderts die Verordnung des Ordensgenerals Aquaviva, man solle beim Planen von Häusern und Kollegien von vornherein eigene Räume für Exerzitanten einberechnen.

Eine Frage, die man heute kaum mehr kennt, war damals die Einrichtung der Wohnungen, wie reich oder arm sie sein sollten, was der Exerzitant mitbringen durfte und sollte, bzw. das Kloster bereitzuhalten hatte. Maßgebend blieb dabei (vor allem bei Einzelexerzitien) der Wunsch des hl. Ignatius, man solle den Exerzitanten das geben, was sie selbst wollten. Der Heilige dachte dabei, diese würden infolge ihres Eifers Fasten und Buße dem Gegenteil vorziehen.

2. Ein anderer Aufsatz über den sel. Peter Faber eröffnet einige Zusammenhänge zwischen mittelalterlicher Frömmigkeit und Exerzitienfrömmigkeit. Die Frömmigkeit des ersten Gefährten des hl. Ignatius ist begreiflicher Weise stark von der Devotio moderna beeinflusst. Diesen Geist hat ihm vor allem sein frommer Lehrer Veillard in La Roche (Savoyen) eingepflanzt und mehr noch die Kartäuser, bei denen er zwei Verwandte hatte. Durch sie lernte er Ruysbroeck, den geistlichen Vater der Devotio moderna, und den Franziskanermystiker Herp kennen. Doch darf bei seiner Entwicklung die harmonische Natur nicht vergessen werden, die ihn, ein Kind der Gnade, lehrte, auch in der Frömmigkeit, Schönheit und Harmonie zu betonen. Männlichkeit und Sieg über Ängstlichkeit und Skrupeln erlangte er in der Schule des hl. Ignatius, seines Mitstudenten und Exerzitienmeisters in Paris, mit dem ihn zeit lebens eine besondere innige Freundschaft verband.

3. Als Faber im Jahr 1543 auf der Reise in Löwen aufgehalten wurde, lernte er Mercurian kennen. Dieser schloß sich 5 Jahre später dem jungen Orden an; er wurde der Reihe nach Rektor, Provinzial, Assistent und 1573 General. Für die Geistlichen Übungen sind einige Daten

seines Lebens von Bedeutung. Er selbst schätzte in ihnen das Fundament, in dem die Christkönigs- und die andern Wahlbetrachtungen schon im Keim enthalten seien und in dem er schon die Liebe eingebettet fand. Wertvolles für die Reform der Kirche hat er dadurch geleistet, daß er zwei einflußreichen Benediktinerräthen die Exerzitien gab und daß er ihre Durchführung im eigenen Orden förderte. Dazu hat er ein kurzes „Direktorium“ geschrieben, also eine Anweisung zum richtigen Gebrauch der Exerzitien. Iparraguirre weist aus dem römischen Ordensarchiv nach, daß der schon länger bekannte, aber bisher einem Anonymus zugeschriebene Text von Mercurian dem römischen Novizenmeister Fabius de Fabiis diktiert worden ist. E. Raitz v. Frenzt S. J.

Nikrin E., Ziel und Weg. Die großen Exerzitien des heiligen Ignatius, den Arbeiterinnen im Weinberg Christi dargeboten. Freiburg/Schweiz, Paulusverlag, 1947, 456 S. gr. 8°, Fr. 13.80.

Dieses schöne Buch meistert zwei zunächst unüberwindlich scheinende Schwierigkeiten. Über das Exerzitienbuch des hl. Ignatius, dieses typische Werkbuch der knappen Anweisungen zum „Machen“ der Exerzitien, einen Kommentar zu schreiben, ist von jeher ein gewagtes Unternehmen gewesen. Wenn dazu, wie hier, noch der Versuch tritt, mit ausgeführten Exerzitienbetrachtungen das Machen der vierwöchigen Exerzitien zu ersetzen für Frauen, die keine Muße finden können, sich so lange in die Einsamkeit zurückzuziehen, dann wird jeder Kenner des Exerzitienideals solche Seiten nicht ohne kritische Vorbehalte zu lesen beginnen — in der fast bangen Erwartung, die ohnehin auf weite Strecken fragwürdigen Ausdeutungen des Exerzitienbuches um ein neues Stück vermehrt zu sehen. Aber je mehr er in das vorliegende Buch eindringt, um so freudiger wird er anerkennen, daß es sich hier um eine ganz eigenständige, durchbetete und gut gestaltete Leistung handelt. Schon in der Form der Darbietung. Sie hält eine ausgewogene Mitte zwischen auslegender Paraphrase des Exerzitientextes und jener nur andeutenden Skizzierung, die Raum läßt für die unerläßliche Eigentätigkeit des Betenden. Die Gedankenführung ist nirgend belastet mit sich vordrängenden Geistreichigkeiten, und in der edel geformten Sprache der Gebetstexte stören keine falschen Töne unechter oder doch nur subjektiver Frömmigkeit. Was den Inhalt angeht,

so ist zunächst die Treue zu loben, mit der sich das Buch an den Text des hl. Ignatius hält, ohne ihm sklavisch zu folgen: man merkt es jeder Betrachtung an, daß hier wirklich zuerst Exerzitien „gemacht“ wurden, ehe die Feder sich daran begab, von dem Erbeteten das Wesentliche einzufangen. Das zeigt sich vor allem an dem guten Verständnis für den Zielsinn der großen Exerzitien und damit für die inneren Beziehungen zwischen den einzelnen „Wochen“ und Betrachtungen, die sich nur dem auftun, der zuerst getan, was er schrieb. Mit Recht sieht das Buch den entscheidenden Höhepunkt der Exerzitien in der Wahl und in der dafür bereitenden Betrachtung von zwei Fahnen (S. 229 ff.). Auch die von Ignatius so tief-sichtig zusammengefügte Parallelität zwischen Wahlbetrachtung und Mysterien des Lebens Jesu ist richtig gesehen, besonders in den beiden Betrachtungen vom Tempelgang und von Nazareth (209 bis 227). Die Erwägungen zur richtigen Wahlgesinnung zeichnen sich durch mitunter feine Beobachtungen der Ideale und Schwierigkeiten aus, die das insonderheit frauliche Streben nach Vollkommenheit prägen (vgl. S. 252—59 über die drei Menschenklassen; S. 294—307 über die endgültige Formung der Wahl). Richtig wird die Bedeutung der Regeln zur Unterscheidung der Geister für die asketische Aufgabe der ersten Woche gesehen (S. 100—108), während jene für die zweite Woche nur eben vorgelegt werden (Seite 206—208), ohne diese intimsten Dinge zu zerreden, da sie nur aus dem erleuchteten Herzen des Seelenführers je und je gedeutet werden sollen — wie ja überhaupt das Buch die doch wohl notwendige Mitwirkung eines wahren Exerzitien-„meisters“ nicht ausschließen will. Wenn wir etwas vermissen, so die Behandlung der Regeln zur wahren Gesinnung in der diensttuenden Kirche: denn darin gipfelt doch wohl das Exerzitienideal, daß die Gesinnung des dritten Grades von Demut (= Dienstwilligkeit) sich kundgebe in dem selbstvergessenden Dienst an der Kirche als dem fortlebenden Mysterium des Gekreuzigten.

Das Buch vergißt auf keiner Seite sein Sonderziel: dienstwillige Frauenherzen zu erfüllen mit einem das ganze Leben formenden Ideal, das da gipfelt in den Betrachtungen über die Liebe, mit denen das Buch schließt. Möge es als ein wirksames Mittel intensivster Seelsorge in die Hände der wenigen gelangen, die sich zu solchen Höhenwegen aufgerufen fühlen: dann hat es als lebenweckendes Buch viel gewirkt. Hugo Rahner S. J.